

«Was ich dir schulde»

6. September 2026 · Reformierte Kirche Küssnacht

«Wenn dein Bruder an dir schuldig wird, dann geh und weise ihn unter vier Augen zurecht. Hört er auf dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Hört er nicht auf dich, so nimm noch einen oder zwei mit dir, damit alles durch zweier oder dreier Zeugen Mund festgestellt werde. Hört er nicht auf sie, so sag es der Gemeinde. Hört er auch nicht auf die Gemeinde, so sei er für dich wie ein Heide und ein Zöllner. Amen, ich sage euch: Was immer ihr auf Erden bindet, wird auch im Himmel gebunden sein, und was immer ihr auf Erden löst, wird auch im Himmel gelöst sein. Weiter sage ich euch: Wenn zwei von euch auf Erden übereinkommen, um etwas zu bitten, dann wird es ihnen von meinem Vater im Himmel zuteil werden. Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.»

Matthäus 18,15–20 · Zürcher Bibel (2007)

Liebe Gemeinde,

Es gibt einen bestimmten Moment, den vermutlich jeder in diesem Raum kennt. Man müsste jemandem etwas sagen. Ein Kollege, eine Nachbarin, ein Familienmitglied – etwas ist schiefgelaufen, etwas sitzt quer, und man weiss es. Und man sagt es nicht. Man sagt es nicht, weil man höflich sein will, oder weil man Angst hat, die Beziehung zu beschädigen, oder – seien wir ehrlich – weil es schlicht bequemer ist zu schweigen. Man erzählt es stattdessen einer dritten Person. Die vierte Person hört es dann auch. Nur der, um den es geht, erfährt nichts. Ausser vielleicht viel zu spät, auf Umwegen, in verzerrter Form.

Die Frage, die uns heute begleitet, ist unbequem: Was, wenn das Schweigen selbst die grössere Untreue ist?

I. Die Schuld, die bleibt

Bevor wir zu Matthäus kommen, ein Blick zurück in den Römerbrief, der heute als Lesung diene. Paulus schreibt dort einen Satz, der harmlos klingt und bei genauerem Hinsehen ziemlich sperrig ist: Bleibt niemandem etwas schuldig, ausser dass ihr einander liebt – wer

liebt, hat damit das Gesetz bereits erfüllt. Das griechische Verb dahinter, *opheilete* ("bleibt schuldig"), stammt aus der Buchhaltung. Man ist jemandem etwas schuldig – eine Zahlung, eine Verpflichtung, die beglichen werden muss. Paulus sagt: Bei allem sollt ihr quitt sein. Nur bei einer Sache nicht. Die Liebe ist die eine Schuld, die man nie ganz zurückzahlt.

Und Paulus führt das gleich weiter aus: Wer wirklich liebt, tut dem andern nichts Böses – genau darin, sagt er, erfüllt sich das Gesetz. Nicht: die Liebe hebt das Gesetz auf. Sondern: sie ist das, was das Gesetz zu seinem Ziel bringt.

Und schon hier, im Ausgangspunkt unseres Predigttextes, ist – zumindest in der deutschen Übersetzung – vom selben Wort die Rede: Wenn dein Bruder an dir schuldig wird... Im griechischen Urtext steht an dieser Stelle allerdings ein anderes Wort als bei Paulus – nicht das Bild der Buchhaltung, sondern das Wort für "sündigen". Die Sache aber bleibt verwandt: Auch Matthäus beginnt mit einer Schuld. Nur wechselt er sofort vom Zahlen zum Reden.

Das lässt sich noch einen Schritt vertiefen, wenn man weit genug zurückgeht. Schon Augustinus hat das im Kern vorweggenommen: Alles Verstehen der Schrift, sagt er, hat sein Ziel in der doppelten Liebe zu Gott und zum Nächsten – alles andere ist nur Mittel zu diesem Ziel. Eine Auslegung, ein Gespräch, ein Verfahren – auch das Verfahren, das uns gleich in Matthäus 18 begegnet –, das nicht auf diese doppelte Liebe hinausläuft, hat sein Ziel verfehlt, selbst wenn es formal korrekt ist. Das ist keine hübsche patristische Fussnote. Es ist der Massstab, an dem sich alles Folgende messen lassen muss.

Es lohnt sich, an dieser Stelle noch eine andere, ältere Gestalt der "Schuld"-Sprache heranzuziehen – nicht um sie zu übernehmen, sondern um den Kontrast zu schärfen. Anselm von Canterbury hat im 11. Jahrhundert genau auf diesem Bild eine ganze Versöhnungslehre aufgebaut: Sünde als Verletzung der Ehre Gottes, die eine Schuld erzeugt, welche restlos beglichen werden muss – durch stellvertretende, unendliche Genugtuung. Bei Anselm ist die Schuld etwas, das am Ende geschlossen wird. Ein für alle Mal bezahlt, erledigt, quittiert.

Paulus – und mit ihm Matthäus – meint etwas anderes. Diese Schuld wird nie geschlossen. Sie ist die einzige Rechnung, die man absichtlich offenlässt, ein Leben lang. Vielleicht ist das der eigentliche Unterschied zwischen einem Rechtsverhältnis und einer Liebesbeziehung: Das eine kennt einen Punkt, an dem man fertig ist. Das andere nicht. Calvin hat Ähnliches

über die Heiligung des Christenmenschen gesagt – sie sei kein einmal erreichter Zustand, sondern ein lebenslanger, nie ganz abgeschlossener Weg, Richtungssinn statt Perfektion. Wenn Liebe eine Schuld ist, die man nie quittiert bekommt, dann gehört zu ihr auch die mühsame, nie ganz erledigte Arbeit, sie im Alltag einzulösen. Auch dort, wo es unbequem wird. Auch im Gespräch, das man lieber vermeiden würde.

II. Das Verfahren als Form der Liebe

Damit sind wir bei Matthäus. Der Text gehört zu einer der grossen Redekompositionen des Evangeliums – man nennt Kapitel 18 gelegentlich die "Gemeinderede". Sie steht zwischen dem Gleichnis vom verlorenen Schaf, das der Hirte sucht, und dem Gleichnis vom Schalksknecht, dem trotz eigener Schuld die Vergebung schwerfällt. Beide Rahmengeschichten sind wichtig: Was in unserem Abschnitt wie ein nüchternes, fast juristisches Verfahren aussieht, steht in einem Rahmen der Suche und der Vergebungsbereitschaft.

Matthäus schreibt vermutlich gegen Ende des ersten Jahrhunderts, für eine Gemeinde, die sich nach der Zerstörung des Tempels neu ordnen muss. Fragen der internen Konfliktregelung werden in dieser Situation drängend, wohl auch in Abgrenzung zur synagogalen Gerichtsbarkeit.

Und was schlägt der Text vor? Ein dreistufiges Verfahren. Erstens soll man den andern unter vier Augen zurechtweisen. Zweitens, wenn das nicht reicht, sollen ein oder zwei weitere dazukommen, damit die Sache von mehreren bezeugt werden kann. Drittens, als letzter Schritt, kommt die ganze Gemeinde ins Bild. Erst wenn auch das nichts bewirkt, gilt jemand für einen als jemand ausserhalb der Gemeinschaft – wie ein Heide oder ein Zöllner.

Man kann das als Härte lesen. Man kann es aber auch – und ich glaube, das ist die genauere Lesart – als das Gegenteil von Härte lesen: als Sorgfalt. Der Text zwingt zur Verlangsamung. Er beginnt im Privaten, nicht im Öffentlichen. Er gibt Gelegenheit zur Umkehr, bevor überhaupt jemand anders davon erfährt. Man könnte sagen: Das Verfahren selbst ist eine Form der Liebe, nicht ihr Gegenteil.

Calvin hat das ganz ähnlich gedacht: Kirchliche Zucht sei etwas Medizinisches, keine Strafe – ihr Ziel sei Wiederherstellung, nicht Ausschluss. Das deckt sich fast wörtlich mit der matthäischen Stufung: erst das leise Gespräch, dann die Zeugen, zuletzt die ganze Gemeinde.

Und Zürich hat diesen Text auch institutionell sehr wörtlich genommen: Das Ehegericht von 1525 – die erste Institution dieser Art, aus der sich das reformierte Sittengericht entwickelte – war der Versuch, genau diese Bibelstelle in eine funktionierende städtische Ordnung zu übersetzen. Man muss diese Geschichte nicht unkritisch feiern – Kontrolle und Zwang waren dabei durchaus im Spiel. Aber sie zeigt: Die reformierte Tradition hat diesen Text nie als hübsche Theorie abgetan. Sie hat ihn ernst genommen. Vielleicht zu ernst, an manchen Stellen. Aber ernst.

III. Die Gegenwart, die trägt

Der Text endet nicht beim Verfahren. Er endet bei einer Vollmacht und einer Verheissung. Was die Gemeinde auf Erden bindet oder löst, gilt auch im Himmel, heisst es weiter – dieselbe Formulierung kennen wir schon aus Kapitel 16, dort exklusiv an Petrus gerichtet. Hier, in Kapitel 18, wird sie auf die ganze versammelte Gemeinde übertragen. Das lässt sich im Sinn der reformierten Betonung des Priestertums aller Glaubenden lesen: Die Vollmacht liegt nicht bei einem Amt, sondern bei der Gemeinde als Ganzer. Was bei Petrus wie ein Sonderrecht aussah, wird hier gewissermassen demokratisiert.

Aber genau hier lohnt sich Vorsicht. Wenn eine Gemeinde sich selbst die Vollmacht zuspricht, zu binden und zu lösen, ist der Schritt zur Selbstermächtigung nicht weit. Walter Mostert hat vor genau dieser Versuchung gewarnt: Theologie kippt in Ideologie, sobald der Mensch – oder die Gemeinde – sich selbst zum Ursprung des Urteils macht, statt sich als Ort zu verstehen, an dem ein anderer richtet und heilt. Deshalb ist der letzte Satz unseres Textes nicht bloss ein frommer Zusatz, sondern die entscheidende Bremse: Wo Menschen sich in seinem Namen versammeln, ist er selbst mitten unter ihnen. Nicht das Verfahren trägt. Nicht die Gemeinde aus eigener Kraft. Sondern die zugesagte Gegenwart Christi in ihrer Mitte.

Bonhoeffer hat das auf den Punkt gebracht: Kirche ist nicht in erster Linie Institution, sondern Christus, der als Gemeinde existiert. Wo zwei oder drei zusammenkommen, um ein

schwieriges Wort zu sprechen, geschieht das nicht kraft ihrer eigenen moralischen Autorität – sondern weil einer in ihrer Mitte ist, der grösser ist als ihr eigenes Urteil.

Das gilt, nebenbei bemerkt, auch für die Kanzel, von der aus ich zu Ihnen spreche. Schon Augustinus hat darauf bestanden, dass der Prediger selbst zuerst hörend werden müsse, bevor er reden darf. Wer über Zurechtweisung predigt, predigt nicht aus einer Position ausserhalb des Textes. Auch ich stehe unter demselben Anspruch, den dieser Text an die ganze Gemeinde richtet.

Synthese

Kehren wir zurück zum Römerbrief. Der Römerbrief sagt es an dieser Stelle pointiert: Die Nacht geht zu Ende, der Tag ist nahe. Bei Paulus eine eschatologische Zuspitzung – die frühe Gemeinde lebte in der Erwartung, dass sich alles bald entscheidet. Wir teilen diese Naherwartung heute vermutlich nicht mehr in derselben Form. Aber der Grundgedanke bleibt: Zeit ist begrenzt. Auch die Zeit, in der ein Wort noch gesagt werden kann.

Richard Hays nennt Gemeinschaft eines von drei zentralen Leitbildern neutestamentlicher Ethik. Matthäus 18 liest sich als eine sehr konkrete Ausarbeitung genau dieses Bildes: nicht Regelwerk um seiner selbst willen, sondern eine Praxis, die eine Gemeinschaft zusammenhält, die dem Kreuz und der neuen Schöpfung verpflichtet ist.

Und vielleicht ist genau das der Unterschied zu Anselms geschlossener Schuld, mit dem wir begonnen haben: Die Rechnung, um die es hier geht, wird nie beglichen und abgehakt. Sie bleibt offen – als Auftrag, nicht als Last.

Ich weiss nicht, welches Gespräch bei Ihnen gerade ansteht. Ich kenne es nicht, und ich will es auch nicht erraten. Aber vielleicht nehmen Sie diese Frage mit aus dem Gottesdienst, statt einer Antwort:

Wem schulde ich noch ein ehrliches Wort – nicht aus Härte, sondern weil ich ihm die Liebe schulde?

AMEN